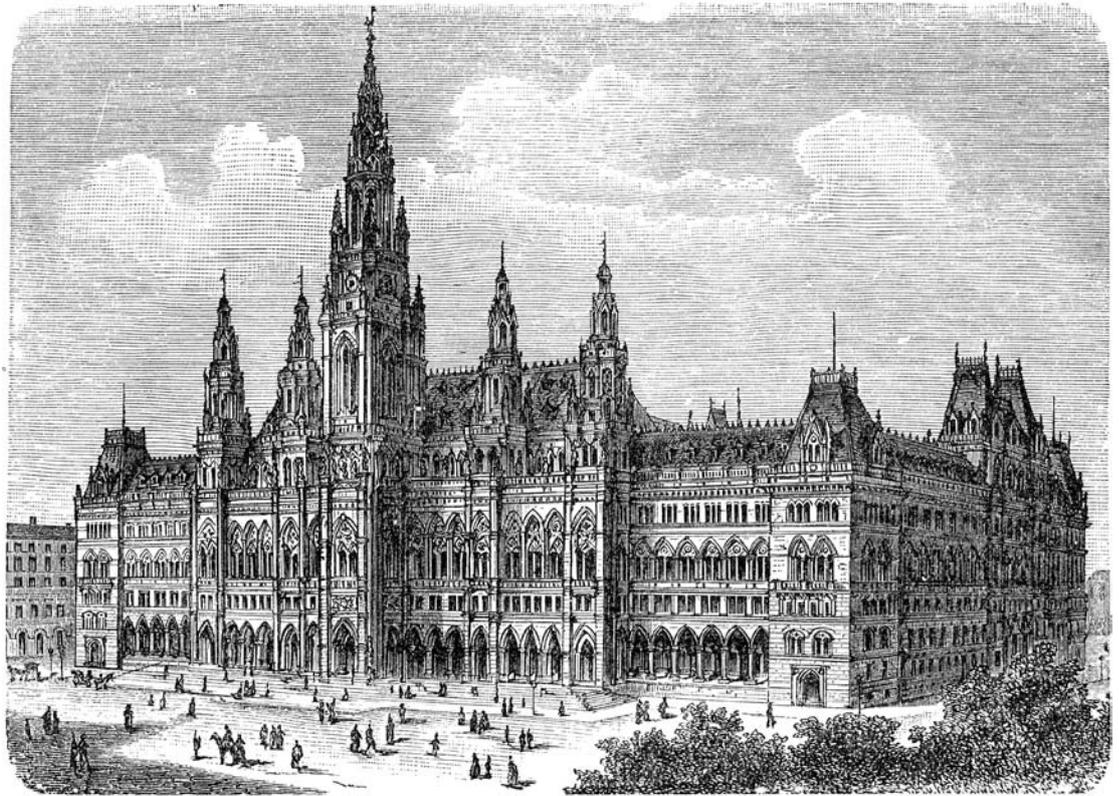


IMMER UMSTRITTEN – IMMER GELOBT DAS TIEFGRÜNDIGE WETTBEWERBS(UN)WESEN IN DER ARCHITEKTUR

Ilse Huber



Das Wiener Rathaus im Jahr 1882.

Das Wiener Rathaus steht seit 140 Jahren. Es dominiert den Platz vor und hinter ihm und ist das Produkt eines internationalen Wettbewerbs. Sein Gewinner, der Kölner Architekt Friedrich von Schmidt, mag mit der Prämierung seines Entwurfs wohl nur anfänglich glücklich gewesen sein. Denn obwohl das neugotische Gebäude als eines der ersten Profanbauten in diesem Stil tatsächlich errichtet worden ist, brachte ihm der Sieg viel Zores ein.

Ehregrab und Platzbenennung

1868 ließ Kaiser Franz Joseph einen internationalen Architekturwettbewerb zur Verbauung des Glacis ausschreiben – die Wiener Ringstraße entstand. Gleichzeitig suchte der Wiener Bürgermeister Cajetan Felder ebenfalls über einen internationalen Wettbewerb Ideen für den Neubau des Rathauses (das Alte Rathaus in der Wipplingerstraße war zu klein geworden, schließlich kamen zu der Zeit etliche Vorstädte zur Gemeinde Wien), die ihm Friedrich von Schmidt lieferte.

Schmidts Freude über den Sieg dauerte nicht lange – da begannen die Änderungen: Nicht wie ursprünglich geplant dem buschigen Stadtpark gegenüber sollte das Neue Rathaus stehen, sondern auf Wunsch des Wiener Bürgermeisters auf der so genannten Flegelwiese, dem ehemaligen Exerzierplatz des Josefstädter Glacis. Vier Jahre später, 1872, erfolgte dann die Grundsteinlegung des Rathauses, dessen Bau zehn Jahre dauerte. Und selbst nach Fertigstellung waren die Reaktionen für Friedrich von Schmidt alles andere als erfreulich: „Gotische Beamtenburg“ war noch das Glimpflichste. Trotz aller Schikanen erhielt der Schöpfer nach seinem Tod ein

Ehregrab der Stadt Wien und einen Platz mit seinem Namen. An seinem architektonischen Hauptwerk kommt kein Reise-, Fremden- und Architekturführer vorbei.

Heute wie damals – dicke Haut gefragt

Für die Nachwelt hat sich das Bild des prämierten Baues eingepreßt und es ist ein Glück, dass das Gebäude überhaupt noch steht. Dieses Los widerfährt nicht allen Wettbewerbssiegern. Berühmtestes Beispiel eines „Ab-riss-Siegers“ ist der Stuttgarter Hauptbahnhof. 1911 ging Paul Bonatz' Entwurf noch als Sieger eines Wettbewerbs hervor, doch 100 Jahr später fielen die Seitentrakte der Spitzhacke zum Opfer. Das hat der Architekt wenigstens persönlich nicht mehr miterleben müssen.

Was vor hundert Jahren Architekten beschäftigte, ist heute nicht anders. Man muss eine dicke Haut haben, um nicht nur den Einreichprozess zum Wettbewerb durchzustehen, sondern auch dessen Nachwehen. Denn eine Wettbewerbsteilnahme zehrt und selbst ein Gewinn heißt noch lange nichts.

„Es ist ein Beginn, ein erster Schritt zur möglichen Realisierung“, sagt der in Wien arbeitende Architekt Boris Podrecca. Selbst seine internationale Tätigkeit führt ihn und sein Büro an die Grenzen der Machbarkeit. Denn ein Büro braucht die Ressourcen, um an Wettbewerben überhaupt teilnehmen zu können. Das betrifft finanzielle, zeitliche und menschliche Kapazitäten.

Freude, Ernüchterung, Unbehagen

Selbst für etablierte Ateliers wie jenes von Podrecca ist es immer wieder eine Herausforderung, Ideen zu

Rendering: Heidl Architekten



Neugestaltung Nationalratssaal, Gewinner Andreas Heidl, (sh. wettbewerbe 273/274)

Foto: beige stellt



Boris Podrecca

konzipieren und sie mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Planen lässt sich vieles, nur der berufliche Alltag geht mitunter gar nicht geplante Wege. Das musste auch das Büro Heidl aus Linz erfahren, als es im Jahr 2008 den Wettbewerb zur Neugestaltung des Plenarsaales des österreichischen Parlaments gewann. Die Freude über das prominente Projekt war groß, die darauffolgende Ernüchterung allerdings noch größer. Denn mitten im Detail-Planungsprozess änderten sich die Dinge. Boris Podrecca war damals Juryvorsitzender, für ihn bleibt ein „gewisses Unbehagen zurück“, wie er es ausdrückt: „Es wurde viel Zeit und Geld verloren.“ Nicht zuletzt deswegen, weil seiner Meinung nach das ausgegebene Raumbuch, also die Ausschreibungsunterlagen, einen gewissen Interpretationsspielraum offen ließ. Dass dann auch noch viele andere Probleme wie ein undichtes Dach hinzukamen, verschärfte die Situation. Die Umgestaltung des Plenarsaales war nur mehr eine Nebensächlichkeit, eine Gesamtanierung steht jetzt an. Und diese Generalplanung soll international ausgeschrieben werden, die Formulierungen vom Rechnungshof geprüft und die Maßnahmen dann später von demselben kontrolliert werden. Ob da noch der Entwurf vom Büro Heidl umgesetzt wird, ist fraglich. Fix ist jedoch, dass es einen Juror Boris Podrecca für diesen Wettbewerb sicher nicht geben wird: „Ich habe den Juryvorsitz abgelehnt, weil völlig neue Projekte anders zu bewerten sein werden. Das ganze Verfahren verlangt nach einer neuen Optik.“ Hinzu kommt, dass just in dem Jahr, als der Nationalrats-Sitzungssaal umgestaltet hätte werden sollen, die Finanzkrise ihren ersten Höhepunkt erlebte und die Bundesregierung das Sparen propagierte. „Seither ist der Markt kleiner geworden, aber der Druck der Interessengruppen um so stärker“, bemerkt Boris Podrecca.

Foto: Bernhard Otepka



Regina Freimüller-Söllinger

Einengende Richtlinien

„Ich nehme an keinem offenen Wettbewerb mehr teil“, konstatiert die Architektin Regina Freimüller-Söllinger. „Mitunter fallen Vorschläge unter den Tisch, die schlichtweg eingehender untersucht hätten werden müssen.“ Sie sieht die Gefahr, dass poppige Bilder, schnelle Eye-Catcher über die Substanz der Planung hinwegtäuschen. Die ganze Arbeit ist mit einem „Nein“ vernichtet, folglich konzentriert sich die Architektin auf Wettbewerbsverfahren, die mehr Erfolg versprechen: „Das Topfsystem, wie ich es nenne, hat viele Vorteile. In Linz wurden die Wettbewerbsteilnehmer einst in drei Gruppen gegliedert: Die erfahrenen, die speziell mit der Bauaufgabe vertrauten und die jungen Architekten.“ Damit haben laut Regina Freimüller-Söllinger alle Mitwirkenden eine Chance.

Unter ganz konventionellen Voraussetzungen hingegen siegte sie selbst im Jahr 2006. Gemeinsam mit dem Wiener Architekturbüro Tillner/Willinger gewann sie das städtebauliche Gesamtkonzept für das Messecarree Nord in Wien 2 (sh. wettbewerbe 257/258). Dass sie knapp sechs Jahre später auch noch ein Objekt in dem Gebiet planen darf, freut sie umso mehr: „Ein Wettbewerbsgewinn heißt noch lange nicht ein Recht aufs Bauen.“ Mit Absichtserklärungen könnten Frustrationen (siehe Parlament) vorgebeugt werden, so Freimüller-Söllinger.

Partner statt Konkurrenten

Auf den Ablauf eines neuen Konzepts bei der Planung ist sie jetzt schon gespannt. Es geht um das Hearingverfahren zum Eislaufverein in Wien 3. „Aus allen Beiträgen soll eine gemeinsame Lösung kreiert werden. Die Teilnehmer agieren nicht als Ideen-Konkurrenten, sondern als Partner.“ Wie es allerdings dann mit der Urheberschaft eines Vorschlages aussieht, ist noch nicht geklärt. Vordringlichster Wunsch der Planerin, die in großen wie auch in kleinen Maßstäben arbeitet: „Die Rasenmäher-Richtlinien kehren alle Bauaufgaben über einen Kamm, lassen keinen Spielraum mehr für lokale Lösungen und verengen die Vorstellungskraft.“ Insbesondere die Wärmedämmvorschriften im geförderten Wohnbau beanstandet die gebürtige Oberösterreicherin: „Es gibt ja andere Möglichkeiten ökologisch zu bauen als die Häuser nur einzupacken und dicht zu machen.“ Ganz abgesehen vom Sondermüll, der dabei anfällt – auch das wäre ein Thema für einen Wettbewerb: Welcher Entwurf hinterlässt keinen Dreck?

Architekten möchten Respekt vor ihrer Leistung

Ganz ähnlich argumentiert auch Anna Popelka vom Architekturbüro PPAG. Sie wünscht sich Offenheit, auch hinsichtlich der Auftraggeber. So suchte das Naturhistorische Museum im Jahr 2011 Vorschläge zur Umgestaltung des Eingangsbereiches. Direktor Christian Köberl trat an sie heran und führte über seine Vorstellungen Gespräche mit ihr.

Foto: Larry Williams
Anna Popelka

Heute resümiert die Architektin darüber folgenderweise: „Wenn das Naturhistorische Museum Wien nicht bereit ist, um den Bruchteil der Unkosten eines Meteoriten einen ordentlichen Wettbewerb für die Neugestaltung seines Eingangsbereichs zu machen, sondern reihum in der Kollegenschaft Gratisvorschläge sammelt, ohne Verfahren, ohne Transparenz, ohne ein Mindestmaß an Höflichkeit, so ist das schlicht unwürdig.“ Wer letztendlich den Umbau durchführte, entzieht sich Anna Popelkas Kenntnis. Sie sagt: „Architekten sind extrem sportlich, was Wettbewerbe betrifft und bereit für eine vergleichsweise geringe Auftragschance ein hohes Risiko auf sich zu nehmen. Das Mindeste, was man dafür möchte, ist Respekt vor dieser Leistung, was nicht unbedingt eine Remuneration bedeuten muss. Dass das bei uns so ohneweiters geht und man eher blöd dasteht, wenn man Korrektheit selbstverständlich vertrauensvoll annimmt, zeigt den Stand der Dinge.“ Und es zeugt davon, wie Planerleistungen selbstverständlich zu haben sind ...

Foto: Hertha Humaus
Jakob Dunkl

Vorteile für den Bauherrn

Jakob Dunkl vom Wiener Architekturbüro Querkraft fordert angesichts seiner bisherigen Wettbewerbslaufbahn, den Aufwand an die Lebenszykluskosten des gesamten Projekts zu koppeln. Das, was von den Planern eingebracht wird, rentiere sich für den Auslober über die Maßen. Das Siegerprojekt gewinne ja nicht umsonst, es enthalte eine Menge Know-how, meint Dunkl. Das schlägt sich dann für die Auftraggeber auch finanziell positiv nieder. Jakob Dunkl erwähnt drei exemplarische Faktoren, die als direkter Output zu werten sind: „Ein Siegerprojekt könnte sich dadurch auszeichnen, dass es besonders flächenökonomisch ist, eine hohe Energieeffizienz aufweist oder durch eine finanziell kaum bewertbare, aber dennoch wichtige Steigerung der Lebensqualität besticht“. Diese unmittelbaren Vorteile für den Bauherrn müssen anerkannt werden und zu den Planern zurückfließen. Konkret heißt das für Jakob Dunkl: „Die Preisgelder sollten zehn Mal so hoch sein wie jetzt.“ Und er begründet diese Forderung damit, dass immer mehr Spezialwissen integriert werden müsse. Vor 20 Jahren waren Renderings unbekannt, interdisziplinäre Gemeinschaften mit Landschaftsplanern, IT- und Haustechnikern noch nicht Usus. Das alles steigert die Qualität der Abgabe enorm, viele profitieren von dieser Entwicklung – die Akteure allerdings am wenigsten, kritisiert Dunkl. ■

Viel Emotion um die Sache

Auch wenn im Wettbewerbswesen etliche Verbesserungen notwendig sind und bei diesem Thema viele Emotionen hochkommen – das Instrument des Wettbewerbs ist weitgehend unbestritten. Die Grundsätze zum Architekturwettbewerb halten fest, dass es das am besten geeignete Verfahren ist, bestmögliche Pläne zu finden. Denn obwohl Wettbewerbe im Büroalltag „mitlaufen“ müssen, bieten sie die Möglichkeit, Außergewöhnliches zu erfüllen. Die Planer können ihrer Phantasie Raum geben und die Auftraggeber erhalten Lösungen, an die sie womöglich gar nicht gedacht haben. Und nach all den Empfindlichkeiten bleibt bei dem einen oder anderen unterm Strich sowieso ein dickes Plus übrig. Dann nämlich, wenn, wie manche Architekten von sich behaupten, 80 Prozent der gebauten Projekte tatsächlich aus Wettbewerben hervorgegangen sind.



Foto: privat

Steine werden einst sprechen, nicht die Planer

Ein Kommentar
von Ilse Huber

Nicht die Planer und Architekten bestimmen das Wesen eines Landschafts- bzw. Stadtraumes. Vielmehr charakterisieren ihre Bauten oder noch häufiger: ihre Nicht-Bauten, sprich Freiräume, den Lebensraum. Ob und wie die Objekte der Nachwelt erhalten bleiben, ist eine Frage der (Wettbewerbs-) Kultur. Vielleicht wird ja gerade eben ein Wettbewerbs-Projekt realisiert, auf das man sich in 100 Jahren zurückbesinnt und sagt: Das war ein großer Wurf! Selbst wenn die Zeitgenossen gerade ätzend darüber herfallen. Und die Chance, dass sich der Satz vom Bürgermeister des Roten Wien, Karl Seitz („Wenn wir einst nicht mehr sind, werden diese Steine für uns sprechen.“), wiederholen könnte, besteht permanent. Wobei mit Steinen nicht nur Hausmauern gemeint sind, sondern auch die Pflasterungen neuer Wege. Wenn das, was vom Wettbewerb bleibt, auch für die nächsten Generationen als Spur in der Geschichte nachlesbar ist, wäre ein Ziel erreicht. Die Wertschätzung geht in beide Richtungen: in die Zukunft und in die Vergangenheit. Die Kindeskinde bekommen einen lebenswerten Raum und die Altvorderen eine gute Nachred', und sei es in Form eines Namen gebenden Ortes...